

## Die Anfänge des Neuhumanismus in Basel

Autor(en):            Andreas Staehelin

Quelle:                Basler Stadtbuch

Jahr:                 1960

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/cd833b2b-2102-44e5-8006-7303db345a6a>

### Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform [www.baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

### Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

# Die Anfänge des Neuhumanismus in Basel

Ein Beitrag zur Basler Bildungsgeschichte

*Von Andreas Staehelin*

Als der Pfarrer zu St. Theodor Johann Jakob Faesch im Jahre 1827 der Öffentlichkeit eine Schrift mit dem Titel «Bemerkungen über einige Lehrgegenstände des Gymnasiums» vorlegte, tat er dies vor allem deshalb, weil, wie er schrieb, die 2340 Stunden, die in den 6 Klassen des Gymnasiums dem Lateinunterricht gewidmet waren, anstatt nützlicheren Dingen zu dienen, schwer auf seinem Herzen lagen. Zu dieser Summe von 2340 Lateinstunden kam Faesch durch Multiplikation der 45 Lateinstunden, die in allen sechs Klassen des Gymnasiums zusammen pro Woche erteilt wurden, mit den 52 Wochen des Jahres, und was von dieser Summe wegen der Ferien abgezogen werden mußte, wurde nach seiner Meinung durch Nachhilfe- und Hausarbeitsstunden mehr als reichlich wieder ersetzt, sodaß seine Lateinarithmetik grosso modo stimmen mochte.

Faesch hat seine geradezu jugendlich temperamentvolle Schrift im hohen Alter von 75 Jahren geschrieben. Fast dreißig Jahre waren es schon her, seit er im Jahre 1798 im Münster die Festpredigt auf die neu errungene *liberté, égalité* und *fraternité* gehalten hatte, an jenem denkwürdigen Tag, da Basels Jugend auf dem ehrwürdigen Münsterplatz um einen nach französischem Muster errichteten Freiheitsbaum tanzte. Faesch, der nach einem Wort des Kirchenhistorikers Paul Wernle die Durchschnittsreligion der Aufklärung in geradezu klassischer Form verkörperte, zeigte auch den Durchschnittswiderwillen so vieler Aufklärer gegen das Latein, und es mag ihn in seinem Alter vor allem bedrückt haben, daß *wieder* 2340 Lateinstunden auf dem Pensum standen. Denn er hatte an seinem Lateinbarometer auch schon besseres Wetter ablesen dürfen. Zwar als er noch selbst ins Gymnasium ging,

um das Jahr 1760, galten noch etliche Hundert Stunden mehr dem Latein, nämlich 2704, und in der Schulordnung von 1766 stieg ihre Zahl sogar auf 3172. Aber das aufgeklärte und revolutionäre Ende des 18. Jahrhunderts hatte gewaltige Erleichterung gebracht: 2028 Stunden waren es nur noch nach der Schulordnung vom Jahre 1796 und anno 1800 gar nur noch deren 1612, wenig mehr als die Hälfte des Pensums von 1766. Erst im Jahre 1818 stieg die Zahl wieder auf die von Pfarrer Faesch so beklagte Höhe von 2340 Stunden<sup>1</sup>.

Diese Zahlen sind eine kleine Illustration zur Geschichte des Basler Gymnasiums, aus der zunächst das Allerwichtigste herausgegriffen sei. Das Gymnasium war 1589 gegründet worden; von Anfang an war es gedacht als Vorschule sowohl für angehende Akademiker als auch für künftige Politiker und Kaufleute. Es stand also bewußt im Dienste der kleinen Republik Basel, die der gebildeten Staatsmänner und der weitsichtigen Handelsherren nicht minder bedurfte als der Gelehrten. Es besaß sechs Klassen, die zusammen sechseinhalb, später siebeneinhalb Jahre dauerten; die unterste Klasse war gleichzeitig Elementarschule. Die Schüler traten in das Gymnasium im Alter von etwa 6 Jahren ein und verließen die Schule mit 13 oder 14 Jahren. Sofern sie sich dem Universitätsstudium zuwandten, mußten sie zunächst die philosophische Fakultät absolvieren, die nach alter, ins Mittelalter zurückreichender Ordnung die obligatorische Vorschule für die drei sogenannten «oberen Fakultäten» der Theologie, Jurisprudenz und Medizin war und nach Stellung und Art des Unterrichtes etwa dem heutigen Obergymnasium entsprach.

Humanismus und Reformation prägten das Gymnasium; der eine und nicht geringste Teil des Unterrichtes galt der Religion, der andere dem Latein und dem Griechischen.

---

<sup>1</sup> Der vorliegende Text ist der leicht abgeänderte Wortlaut eines Vortrags, der vor dem Verein schweizerischer Deutschlehrer am 27. September 1958 in Basel gehalten wurde. Eingreifende Erweiterungen des Textes wären angesichts der Fülle des Stoffes zwar wünschbar gewesen, hätten aber eine Muße erfordert, die dem Verfasser auf lange Zeit hinaus nicht zur Verfügung steht. Er zieht es deshalb vor, den Text in seiner gedrängten Fassung als kleinen Beitrag zum Universitätsjubiläum zu veröffentlichen.

Beide Sprachen waren obligatorisch, das Latein hatte das selbstverständliche Übergewicht. Wichtigstes Lehrziel war die formelle Sprachbildung in Latein und Griechisch und die Kenntnis des Katechismus. Es galt also im wesentlichen noch das mittelalterliche Prinzip, daß die Schule nur die gelehrten Sprachen zu lehren hatte; alle Wissenschaften blieben der Universität vorbehalten. Dies änderte sich im 18. Jahrhundert unter dem Einfluß neuer geistiger Strömungen und Bildungsideale. Die sogenannten «Realien», nämlich Mathematik, Geographie und Geschichte, traten hinzu, ebenso eine Art von Deutschunterricht. Beim vorerst ausgewogenen Verhältnis zwischen den alten Sprachen und den Realfächern blieb es nicht lange. Schon 1748 wurde das Griechische fakultativ; nach dem Wunsche derjenigen, die die neue Schulordnung von 1766 schufen, sollte aus dem Gymnasium eine eigentliche Realschule, eine Vorschule für die Anforderungen des praktischen Lebens werden. Dazu kam es zunächst nicht: das Latein erhielt immer noch den Löwenanteil der Zeit; hingegen wurde das Griechische auf einen ganz unbedeutenden Platz verwiesen.

Und am Ende des 18. Jahrhunderts, also zu einer Zeit, da der Neuhumanismus in Deutschland bereits kräftige Blüten zu treiben begann, setzte sich in Basel der Utilitarismus der Aufklärungszeit noch überraschend kräftig durch. Auch nach der neuen Schulordnung von 1796 war das Gymnasium Vorbereitungsstätte sowohl für künftige Studierende als auch für «nicht-studierende Bürgersöhne», unter denen man sich vor allem Kaufleute, Militärs und auch Handwerker vorstellte, aber diese Zwecke waren im enzyklopädischen Zeitalter nicht mehr so leicht zu vereinen, auch wenn von der zweitobersten Klasse an Lateiner und Nichtlateiner geschieden wurden. Latein und Griechisch hatten nur noch die künftigen Studenten, im übrigen waren Pflichtfächer Religion, Kirchengesang, deutsche Sprache, Französisch, Rechnen nebst Anleitung zur Buchhaltung und Geometrie, Geographie, Geschichte mit Verfassungskunde, Mythologie, das *Gemeinnützigste* aus der Logik und Metaphysik — wie sich der Schöpfer der Ordnung reichlich kurios ausdrückte —, Naturgeschichte, Physik, Astronomie, Technologie, Beschreibung der Künste und Handwerke, man

sieht: das humanistische Bildungsideal war verwässert worden bis zur Unkenntlichkeit; aus der alten Lateinschule war eine Art Realgymnasium entstanden, das den Ehrgeiz hatte, durch möglichst große Streuung der Fächer den Schüler auf alle künftigen Eventualitäten der bürgerlichen Existenz vorbereiten zu wollen.

Kaum 20 Jahre dauerte diese Herrlichkeit, und ihre Ergebnisse waren nicht sehr ermutigend. Als man in den Jahren 1813 bis 1818 daran ging, das ganze Basler Schulwesen samt der Universität zu reorganisieren, bot sich die erwünschte Gelegenheit, verschiedene dieser Fächer wieder still verschwinden zu lassen. Das Gesetz über die öffentlichen Lehranstalten vom 18. Juni 1817 sah vier Schulstufen vor: die drei Jahre dauernde Gemeindeschule, die im wesentlichen unserer Primarschule entsprach, die zwei Jahre dauernde Realschule, vor allem für diejenigen Knaben bestimmt, die das Gymnasium nicht besuchen konnten oder wollten, und etwa der heutigen Sekundarschule entsprechend, dann das Gymnasium und endlich das Pädagogium. Das sechsklassige *Gymnasium* war nach dem Wortlaut des Gesetzes für diejenigen Knaben bestimmt, die für ihren künftigen gelehrten oder bürgerlichen Beruf einer höhern wissenschaftlichen Bildung bedurften. Wenn man die Wochenstunden aller sechs Klassen zusammenzählt, dann stand das Latein mit 45 Stunden an erster Stelle, gefolgt vom Deutschen mit 24, vom Französischen mit 18 Stunden. Festzuhalten ist, daß das mit 12 Stunden bedachte Griechische fakultatives Fach blieb. Der Mathematik bzw. dem Rechnen waren 24 Stunden zugeteilt, der Geschichte 11, der Geographie 8, dem Gesang 4, der Naturgeschichte 2, der Religion 11. Ein Relikt der Aufklärungszeit war das mit 13 Stunden bedachte Fach «gemeinnützige Kenntnisse», aber im ganzen hatte sich das Gewicht wieder deutlicher auf den Sprachunterricht, und vor allem auf das obligatorische Latein, verlagert, auf Kosten namentlich der naturwissenschaftlichen Fächer. Der Sprachunterricht war nach Ansicht der Schöpfer des Gesetzes das bewährteste Mittel zur gründlichen Bildung der Jugend und zur Vorbereitung auf *jeden Beruf*, und besonders das Latein wurde als der eigentliche Schlüssel zur Bildung angesehen.

Eine der wichtigsten Neuerungen des bald darauf erlassenen Universitätsgesetzes von 1818 bestand darin, daß die philosophische Fakultät von ihrer bisherigen propädeutischen Aufgabe befreit und den übrigen Fakultäten gleichgestellt wurde. Zwischen Gymnasium und Universität trat nun ein neues Institut: das *Paedagogium*. Seiner ganzen Organisation nach stand das Paedagogium der Universität wesentlich näher als dem Gymnasium. Es unterstand der Universitätskuratel und war in einem Universitätsgebäude untergebracht. Der Unterricht wurde zur Hauptsache von den Professoren der Philosophischen Fakultät erteilt, und dies hat das Paedagogium dann zu seiner oft bewunderten Höhe emporgehoben, haben doch Gelehrte wie Alexandre Vinet, Wilhelm Vischer, Wilhelm Wackernagel, Jacob Burckhardt und Friedrich Nietzsche seinem Lehrkörper angehört. Das Paedagogium dauerte drei Jahre und hatte einen doppelten Zweck: nämlich einerseits die künftigen Studierenden soweit auszubilden, daß sie fähig seien, dem Unterricht an der Universität zu folgen. «Zugleich», hieß es aber auch im Gesetz, «soll durch diese Lehranstalt für diejenigen gesorgt werden, welche in die Facultäten an der Universität *nicht* eintreten wollen, damit sie in öffentlichen Stellen als einsichtsvolle Beamte, und in ihrem Berufskreise als wissenschaftlich gebildete Männer wirken können.»

Sieht man sich die Summe der Wochenstunden in den drei Klassen etwas näher an, zeigt sich sofort, daß das Paedagogium bei weitem keine rein humanistische Vorbereitungsschule war: das Griechische war fakultativ, das Latein mit 12 Stunden nicht besonders üppig vertreten, die Mathematik bemerkenswerterweise gleich stark wie das Latein, Französisch, Deutsch und Geschichte mit 9—12 Stunden. Sehr karg waren allerdings die Naturwissenschaften bedacht: Naturgeschichte und Physik mit 5, Chemie mit 4 Stunden.

Gymnasium wie Paedagogium hatten eben eine doppelte Aufgabe: die propädeutische Bildung für die künftigen Akademiker und die höhere Gymnasialbildung für Beamte, Kaufleute, Ingenieure. Die Vertreter eines konsequenten Humanismus konnten mit diesem Lehrplan kaum zufrieden sein; die Befürworter einer rein realistisch ausgerichteten Gymnasial-

bildung waren es ganz gewiß nicht. Dies führte in den 1820er Jahren zu einer lebhaften Diskussion zwischen Befürwortern und Gegnern des humanistischen Bildungsideals, einer Diskussion, die schon dem Umfang nach bemerkenswert ist — sind doch in einem Zeitraum von zehn Jahren 23 selbständige Schriften und Artikel zu diesem Thema erschienen, von handschriftlichen, im Archiv liegenden Gutachten ganz abgesehen —, die aber zu einem guten Teil auch ein beachtliches Niveau zeigt. Von dieser Diskussion soll hier berichtet werden, es läßt sich an ihr vielleicht besser als in einer allgemeinen Betrachtung dartun, was die neuhumanistische Bewegung anstrebte. Dabei muß man sich natürlich stets bewußt sein, daß die Gedanken und Forderungen, die hier vorgebracht wurden, zu einem guten Teile auf die großen deutschen Träger des Neuhumanismus zurückgehen, namentlich auf Herder, Wilhelm von Humboldt und Friedrich August Wolf.

Die Hauptstreiter seien zunächst kurz vorgestellt. Als erster Wortführer des humanistischen Bildungszieles trat der Sachse *Franz Dorotheus Gerlach* (1793—1876) auf, seit der Reorganisation der Universität von 1818 Professor der lateinischen Sprache an der Hochschule und am Paedagogium. Seine Ausbildung hatte er am Gymnasium illustre zu Gotha und an der Universität Göttingen empfangen; die Philologen Friedrich Jacobs (1764—1847), Georg Ludolf Dissen (1784—1837), C. W. Mitscherlich (1760—1854) und E. K. F. Wunderlich (1783—1816), fast alles Schüler Heynes, hatten ihn namentlich beeinflußt. Gerlach war eine Kraftnatur mit einem unverwüthlichen Temperament und einer hinreißenden Lehrgabe. Er hat in Basel lange gelebt und gewirkt, bis in die 70er Jahre des vergangenen Jahrhunderts hinein. Er ist, nebenbei bemerkt, auch lange Universitätsbibliothekar gewesen, seines keineswegs konziliannten Wesens und seiner so gut wie unleserlichen Handschrift wegen wenigstens in späteren Jahren schwerlich der rechte Mann am rechten Platz. Mit seinem Schüler und Freunde Johann Jakob Bachofen zusammen hat er eine «Geschichte der Römer» zu schreiben begonnen; es war ein Versuch, die Überlieferungen der frühromischen Geschichte vor der Zergliederung durch die neue quellenkritische Methode zu retten.

Neben Gerlach stand, weniger hochfliegend, bedächtiger und auch älter der Thurgauer *Rudolf Hanhart* (1780—1856), seit 1817 Rektor des Gymnasiums, der erste in jener langen Reihe von Ostschweizern, die das Basler Schulwesen in neuerer Zeit so nachhaltig befruchtet haben. Hanhart, von Hause aus Theologe, war ein Schüler der berühmten deutschen Philologen Heyne und Friedrich August Wolf, die man als die eigentlichen Träger des Neuhumanismus in Deutschland bezeichnen kann; er war ein vielseitig interessierter, schreibgewandter, rühriger Mann, der sich vor allem auch für eine Verbesserung der Lehrerausbildung und der Pädagogik, namentlich in den Volksschulen, einsetzte.

Diesen beiden Philologen stand als Verfechter des Realismus gegenüber der Professor der Naturgeschichte *Christoph Bernoulli* (1782—1863). Dieser vielseitige, geniale Nachkomme der berühmten Basler Mathematiker war ein temperamentvoller, ganz und gar unkonventioneller Mann. Studiert hatte er die Naturwissenschaften, dann hatte er sich vor allem als Pädagoge betätigt. Er besaß auch sehr starke technische Interessen, bedeutend war er aber vor allem als Nationalökonom. Als Vorkämpfer des wirtschaftlichen Liberalismus, der Befreiung vom Zunftzwang ist er aus den geistigen Kräften, die das Basel des 19. Jahrhunderts geformt haben, nicht mehr wegzudenken. Für das realistische Bildungsziel trat noch der eingangs erwähnte alte Pfarrer *J. J. Faesch*, Angehöriger einer weitverzweigten alten Basler Familie, in die Schranken. Der humanistischen Sache dagegen lieb noch der Professor der deutschen Sprache, der Sachse *Carl Friedrich Sartorius*, seine Feder; seine unglückliche Neigung zu einem schwülstigen, pathetischen Stil läßt den Leser der Lektüre seiner Schriften nicht froh werden. Einige kleinere, anonyme Geister mögen noch erwähnt sein, die in den «Baslerischen Mittheilungen zur Förderung des Gemeinwohls», der einzigen Art von Zeitung, die Basel damals besaß, eine zähe und etwas gehässige Diskussion über den Nutzen und Schaden des Lateinlernens in der Schule entfachten.

\*

«Verschiedene Ansichten über höhere Bildung», so lautete der Titel einer «Einladungsschrift zur Eröffnung der Sommervorlesungen des Pädagogiums», die Gerlach im Jahre 1822 veröffentlichte. Es ist der Trompetenstoß, der den Kampf eröffnet. Dreierlei Leute griff Gerlach an: die «Gemütlichen», welche sich mit der Altvorderen geistigem Besitztum bescheiden begnügen wollen, die «Erleuchteten», die, religiöser Begeisterung voll, die Nichtigkeit aller neuen Bildung sehen, durch Belebung wahren Christenglaubens die tiefgesunkene Menschheit wieder emporrichten wollen und Wissen nur als Gegensatz des Glaubens begreifen können, und endlich, als dritte Gruppe, die «Höchstverständigen und Nützlichen», die uns für die Erde und durch die Erde bilden und alles, was nicht unmittelbare Beziehung auf nützliche Tätigkeit hat, aus dem Jugendunterricht verbannen wollen, eine Art von Leuten, die Horaz schon verspottet hat: O cives, cives, quaerenda pecunia primum est, virtus post nummos. Diesen hielt Gerlach seine *Grundsätze einer wissenschaftlichen Vorschule* gegenüber, die er auf die drei Grundpfeiler der deutschen, der griechischen und der lateinischen Sprachkenntnis stellte. Grundlage des gesamten Unterrichtes muß die Volkssprache sein, also das Deutsche; wer dieses köstliche Kleinod nicht achtet, ist ein Fremdling im eigenen Volke. Der Volkssprache reiht sich an, was nach ihr die höchste Bedeutung hat für die Entwicklung geistiger Kraft und die Bildung wissenschaftlichen Sinnes: die Sprachen von Hellas und Rom. Wenigstens eine dieser Sprachen, so hält Gerlach den Gegnern entgegen, hat das Höchste in Kunst und Wissenschaft dargestellt. In dieser deutsch-römisch-griechischen Trinität gibt Gerlach als echter Vertreter des Neuhumanismus dem Griechischen den Vorzug vor dem Lateinischen.

Dem Unterricht in den Sprachen geht zur Seite der Vortrag der Geschichte der Germanen, Hellenen und Römer, denn die Bildung ist nur als historische denkbar: «Selbst unter dem Heiligsten ist nichts, das heiliger wäre als die Geschichte, dieser große Spiegel des Weltgeists, dieses ewige Gedicht des göttlichen Verstandes», zitiert Gerlach nach Schelling. Die ganze Erziehung sähe er am liebsten im Rahmen der

ἐγκύκλιος παιδεία, des antiken Kreises der Künste und Wissenschaften, zu dem auch die Mathematik mit Physik und Astronomie gehört. Zu diesen Wissenschaften — also Deutsch, alte Sprachen, ältere Geschichte, Mathematik mit Physik — treten die Künste, Zeichnen und Gesang, denen Gerlach einen wichtigen Platz zuweist, sowie das Turnen. Soweit das Programm Gerlachs; es ist von großartiger Einseitigkeit.

Die Reaktion auf seine Angriffe blieb nicht aus. Gerlach hatte gegen die «Erleuchteten», das heißt vor allem gegen den damals in der Basler Kirche stark vertretenen Pietismus polemisiert. Mit einer Gegenschrift «Ein Wort über Bildung und ihre höheren Zwecke» meldete sich die Pfarrerschaft zum Wort. Sie nahm vor allem Gerlachs noch stark vom Pathos der deutschen Befreiungskriege durchdrungene Devise «Wissenschaft, Freiheit und Vaterland» aufs Korn. In diesem Zweiklang von deutschem Patriotismus und Hellenenbegeisterung vermißte sie die christliche Religion. Die Schriften der Alten, so schrieben die Pfarrer, sind Hilfsmittel, aber nie zureichende Grundlage für die Bildung unserer Jugend. Wo der christliche Geist fehlt, erneuert sich nur ein frevelndes, ästhetisch gebildetes und übermütiges Heidentum, das weltgerichtlich von Gott verworfen ist. — Es kennzeichnet die damalige Lage der Basler Staatskirche, daß es bei dieser Äußerung blieb. Eine gegen Gerlach von der Kirche angestrebte obrigkeitliche Untersuchung verlief im Sande. Schon damals haben sich die Bande zwischen der Kirche einerseits, der Schule und dem Staat andererseits fühlbar gelockert. Das Schulwesen war seit 1818 alleinige Domäne des Staates, die Kirche hatte kaum mehr mitzureden. Einst war, wie wir sahen, das Basler Gymnasium einem Bunde zwischen Humanismus und Reformation entsprungen. Gerlachs Humanismus war nun doch etwas wesentlich anderes; in seinem Humanismus fehlte der in Basel seit Jahrhunderten mitklingende christliche Grundton durchaus.

Wesentlich wirkungsvoller war die Reaktion der von Gerlach apostrophierten «Höchstverständigen und Nützlichen», das heißt, der Anhänger einer realistischen Bildung. In Christoph Bernoullis Schrift «Über die Entbehrlichkeit des Latein-

lernens für Nicht-Studierende» und in Pfarrer Faeschs Büchlein «Bemerkungen über einige Lehrgegenstände des Gymnasiums», 1825 und 1827 erschienen, sind die hauptsächlichsten Argumente zusammengetragen. Um die Schärfe der Beweisführung Bernoullis im richtigen Licht zu sehen, muß man sich die damalige ökonomische Lage kurz vergegenwärtigen. Mehr denn je war Basel damals eine Stadt, die von ihrer Hauptindustrie, der Seidenbandfabrikation, sowie vom Großhandel und Speditionswesen lebte. Das Wirtschaftssystem beruhte zwar grundsätzlich immer noch auf einer gebundenen, zünftischen Ordnung, aber Umwälzungen kündigten sich an. Namentlich in England war die Entwicklung zur modernen, kapitalistisch-industriellen Wirtschaft bereits in vollem Gang; das neue Zeitalter pochte auch in der Schweiz laut an die Türe. Bernoulli sah als Nationalökonom klar in die Zusammenhänge. Er hatte noch den unerschütterlichen Optimismus des Aufklärungszeitalters und sah das kommende Maschinenzeitalter als ein goldenes an. Er sah voraus, daß der große Aufschwung von Handel und Industrie gesteigerte Anforderungen an die Bildung der künftigen Fabrikanten, Handelsherren und Ingenieure stellen werde. Er ist einer der ersten Nationalökonomien, die den Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Industrie erkannt haben. In der nüchternen Berücksichtigung der gegebenen Verhältnisse und Anforderungen, in der instinktiven Ablehnung eines allzu hoch gespannten Idealismus zeigt sich der Basler, und so dürfte es eben kaum ein Zufall gewesen sein, daß die Basler Bernoulli und Faesch zu den Vorkämpfern der realistischen Schule geworden sind, der zugewanderte Deutsche Gerlach dagegen, gänzlich unbelastet von materiellen Erwägungen und merkantilen Überlegungen, das humanistische Bildungsziel durch dick und dünn verfechten konnte.

Bernoullis Hauptfrage lautete: «Ist die lateinische Sprache auch bei dem jetzigen Zustande der Kultur und unserer jetzigen Lebensverhältnisse noch immer ein so wesentliches und unentbehrliches Element derjenigen Bildung, die man überhaupt höhere nennen darf, daß die Zeit, welche die Erlernung desselben erfordert, auf keine bessere Weise angewendet

werden kann, und ist sie dies in dem Grade für alle, oder doch für die allermeisten Schüler, welche auf die Erlangung einer solchen Bildung in öffentlichen Schulen Anspruch machen dürfen, daß der Staat befugt ist, nur Lateinschulen zu diesem Endzweck anzuordnen?» Bernoulli polemisierte gegen die damals hin und wieder verbreitete Auffassung, dem Staate liege nur die Bildung des Lehrstandes, nicht aber jene des Nährstandes ob. «Wer die Sorge für den sogenannten Nährstand hintansetzt», schrieb er, «stellt den Staat auf den Kopf. Wo jener blüht, blühen die andern von selbst, aber nicht umgekehrt.» *Er beehrte neben den Lateinschulen noch andere öffentliche Schulen für die höhere Bildung.* Eine Vermischung der beiden Schulformen lehnte er ab, ein Hineinschauen in möglichst viele Fächer war nicht sein Begehren. Dem formalen Wert des Unterrichtes maß er dieselbe Bedeutung zu wie die Neuhumanisten, nur glaubte er, daß anstelle der alten Sprachen hiezuhin geradeso gut auch die Mathematik oder die Naturwissenschaften tauglich seien. Systematisch und nicht ohne Scharfsinn zerpflückte er die angebliche Notwendigkeit des Lateins für Nichtakademiker. In summa: Bernoulli verlangte völlig getrennte Lehrgänge für Humanisten und Realisten mindestens vom 13. Altersjahr an, und speziell für Basel schwebte ihm neben dem Pädagogium eine entsprechende Realoberschule vor. Ein genaues Lehrprogramm für diese aufzustellen, vermied er allerdings.

Dies besorgte dann, wesentlich handfester auf den Utilitarismus ausgerichtet, Pfarrer Faesch. Bei ihm finden wir für die Nichthumanisten zusätzliche Stunden in Deutsch, Französisch, Rechnen, Zeichnen und Schönschreiben, in der obersten Klasse sogar bemerkenswerte Fächer wie kaufmännische Rechnungen, Buchhaltung, Briefschreiben, Quittungen, Warenkunde, Landwirtschaft, Naturlehre, vorzüglich Chemie und was auf tägliche Erscheinungen Bezug hat und besonders dem Aberglauben steuert, Technologie und was über Fabriken und Gewerbe Licht verbreitet, also so ziemlich die ganze Rüstkammer eines wackeren Aufklärers. «Die wahre Gelehrsamkeit in unseren Tagen besteht nicht mehr in der Kenntnis todter Sprachen, sondern in der Kenntnis des Regens und Bewegens des mensch-

lichen Geistes bei allen civilisierten Völkern, in seinen Fortschritten, Entdeckungen, Erfindungen», das war Faeschs Credo.

Ähnliche Argumente wurden in Zeitungsartikeln laut. Immer wieder wurde der Leitsatz wiederholt, daß eine höhere Bildung ohne Latein möglich sei, daß die alten Sprachen für die Bildung des Verstandes nicht geeigneter seien als die lebenden, daß es vor allem gelte, Französisch, die neue Weltsprache, zu lernen, und Englisch, die Sprache jenes Landes, auf das nun viele Kaufleute und Fabrikanten wie gebannt starrten, daß unsere nationalen Dichter so groß seien wie die Alten, daß eine neue Zeit neue Schulen fordere.

Was hatte dem der Neuhumanismus entgegenzusetzen? Daß Carl Friedrich Sartorius, der doch Professor der deutschen Literatur war, in bombastischem Latein eine Rede «*De animo magno et excelso ex graecae et romanae antiquitatis studiis percipiendo*» hielt, in der er die Gegner des Humanismus kurzweg als Demagogen bezeichnete, war der Diskussion kaum förderlich. Gerlach hingegen sah sich in seinem Aufsatz «Über das Bedürfnis höherer Realschulen für die Gegenwart» veranlaßt, seine Stellungnahme ausführlich zu begründen. In einer schon früh auf die Bedürfnisse des praktischen Lebens ausgerichteten Schule sah er viele Gefahren, vor allem eine «unselige Halbwisserei», eine «heillose Schwäche, wenn das Leben Mut und Kraft erheischt», eine «völlige Unklarheit des Geistes, worin die Grenzen des Guten und Bösen ineinanderfließen». Die vorbereitende Bildung sollte weder an die Verhältnisse, in welchen einer geboren, noch an diejenigen, in die er wahrscheinlich treten wird, geknüpft sein, sondern sie sollte sich nach den Grundanlagen der Menschennatur richten und diese gemäß ihrer höheren Bestimmung entwickeln und ausbilden. Die Erfahrung lehrt, so behauptete Gerlach, daß die zukünftigen Kaufleute und Fabrikanten keinen entsprechenden Unterricht begehren; was ihnen an praktischer Erfahrung abgeht, suchen sie durch den Aufenthalt in fremden Ländern zu ersetzen. Die Erweiterung des naturwissenschaftlichen Unterrichts, die Ausdehnung der Geographie- und Geschichtsstunden, dies alles bringt nur einen Zuwachs an

Stoff, fördert die allgemeine Geistesbildung aber nicht. Beschränkung auf das Wesentliche ist überall notwendig, das bedeutsamste und notwendigste Bildungselement ist nach wie vor die Sprache.

Gerlach hat diesen Gedanken in seiner Schrift «Verhältnis des Sprachunterrichts zu den übrigen Lehrgegenständen» noch näher ausgeführt. Die allgemeine Bildung, schrieb er, schließt jede besondere Richtung aus; sie beschränkt sich darauf, «die Grundgefühle der Menschennatur zu erwecken und zu beleben, freie selbsttätige Entwicklung des Geistes zu fördern, und dadurch jenen Einklang der Bestrebungen zu erzeugen, wodurch allein der Mensch seine Bestimmung erreichen kann».

Die Sprache als der eigentliche Spiegel des geistigen Lebens vereinigt alle Strebungen der Geisteskraft. Und es sind vor allem die alten Sprachen, die die größte Bildungskraft vereinigen. «Das hat noch niemand zu leugnen gewagt», rief Gerlach aus, «daß namentlich die hellenische Sprache durch Bildsamkeit, Reichtum und Tiefe, vor allem aber durch künstlerische Gestaltung, den Vorrang unter allen bekannten Sprachen der Völker behauptete.» In der wissenschaftlichen Betrachtung der Natur an und für sich sah Gerlach keine bildende Kraft, denn die Naturwissenschaften waren seiner Meinung nach primär dem Geist fremd und seinem Wesen entgegengesetzt. «Das tiefste Eindringen in die Geheimnisse der Sinnewelt enthüllt immer nur das verborgene Leben der *Natur*, aber der bedeutungsvollste Gegenstand für den Menschen ist der Mensch. Kaum aber läßt sich im großen Buch der Zeiten etwas vergleichen mit der bedeutsamen Entwicklung des Lebens, welche die Hellenen, Römer und die Gesamtheit der deutschen Stämme dargestellt haben.» In diesen Sätzen haben wir den ganzen Neuhumanismus in nuce. — Gedrungene Wucht der Sprache, hoher Gedankenflug, mitreißender Idealismus zeichnen Gerlachs Schriften aus, den Boden der Wirklichkeit hatte er indessen verlassen.

Denn das 18. Jahrhundert hatte ein böses Erbe hinterlassen. Die pedantische, geisttötende Latinitätsdressur, zu welcher der Lateinunterricht damals erstarrt war, hatte auch in Basel

bei nur zu vielen Leuten einen schier unüberwindlichen Widerwillen gegen diese Sprache eingepflanzt, der, verstärkt durch den Unverstand gewisser allzu praktischer und geschäftskluger Väter, noch lange nachwirkte. Zudem vermochte man sich in der nüchternen, arbeitsamen und vom Gewerbefleiß geprägten Stadt Basel schwer eine Schulbildung vorzustellen, der jede Beziehung auf den künftigen Beruf fehlte. Es wurde zwar durchaus anerkannt, daß das neue Pädagogium die künftigen Studenten vortrefflich ausbildete, gleichzeitig aber auch vermerkt, daß es von Nichtstudenten kaum besucht wurde. Man ging in Basel schwer von der Gewohnheit ab, die zum Handel bestimmten jungen Leute so früh als möglich in die Lehre oder ins Welschland zu senden. Der Lateinzwang schreckte manche ab, und der Ruf nach einer polytechnischen Schule nach französischem Muster wurde laut. Im Jahre 1827 stellte Lucas Iselin-Forcart im Großen Rate den Antrag, die Einrichtung des Gymnasiums und des Pädagogiums so zu ändern, daß Nichtstudierende darin eine höhere wissenschaftliche Bildung erlangen könnten, ohne genötigt zu sein, die lateinische Sprache zu erlernen. Eine meist aus Professoren bestehende Kommission brütete lange über dieser Frage und ließ mehrere Gutachten schreiben, konnte sich aber nicht einigen. Was hielt sie davon ab, Humanisten und Realisten kurzerhand zu trennen?

Zunächst gewiß die Scheu vor der vermehrten finanziellen Belastung der Staatskasse durch eine geteilte oder gar getrennte Schule. Vor allem aber, und das halten wir für einen eindrucksvollen Wesenszug der damals führenden Männer, die Sorge um die gemeinsame Bildungsgrundlage der höher gebildeten und führenden Schicht. Man war der aufrichtigen und wohlbegründeten Meinung, daß sich in einem republikanischen Staatswesen die gleiche Bildung für alle zieme; Erinnerungen an die griechische Polis mögen dazu beigetragen haben. Man scheute davor zurück, durch frühe Trennung der Lehrgänge einen Absonderungs- und Kastengeist heranzuzüchten, und wer weiß, zu welch unerfreulichen Folgen die völlige Entfremdung zwischen Akademikern und Kaufleuten im Basel des 18. Jahrhunderts geführt hat, wird den Bemühungen um eine gemeinsame Bildung im 19. Jahrhundert seine Achtung nicht versagen. Zu-

dem konnte man sich, gerade in akademischen Kreisen, eine andere als die humanistische Bildungsgrundlage schwer vorstellen; von einem realistischen Gymnasium hatte man nur unklare Begriffe.

In diesem Augenblick griff der Rektor des Gymnasiums, Rudolf Hanhart, mit seiner Schrift «Von der Einrichtung der höheren wissenschaftlichen Bildungsschulen nach den Anforderungen der Gegenwart», erschienen 1830, in die Diskussion ein. Wie sein Lehrer Friedrich August Wolf war Hanhart durchaus frei vom Ehrgeiz, womöglich die ganze Jugend durch die Schule des Altertums gehen zu lassen. Er verstand es, beiden Bildungszielen den gebührenden Platz zuzuweisen. Die allgemeine Vorbildung sowohl der Akademiker als auch der Nichtakademiker sollte auch nach seiner Auffassung durchaus frei von jeder einseitigen Ausrichtung und Spezialisierung sein. Schulen, die mit einer Menge von Fächern die allgemeine und die Berufsbildung zugleich berücksichtigen wollen, lehnte Hanhart ab. Das waren nach seiner Meinung «Anstalten für Halbkultur», «wissenschaftliche Garküchen, aus welchen sich jeder Gast seinen Bedarf nach dem Küchenzettel ablangt.» Er anerkannte durchaus den Anspruch der neuen, realistischen Oberschule, aber die sogenannte «praktische Richtung», die sogar das Comptoir in die Schule aufnehme, lehnte er ab. Er hielt eine Schule für möglich, in der anhand alter *oder* neuer Sprachen ein auf Sprachvergleichung aufgebauter philologischer Unterricht gegeben werde, der, zusammen mit gründlichem Mathematikstudium und dem Geschichtsunterricht, den Hauptteil des Unterrichts ausmachen solle. Sei der Jüngling dergestalt einmal auf das Ideale gerichtet, sei er auch imstande, auf dem Gebiet der Naturwissenschaften und der Technik das Einzelne und Isolierte zu einem höheren Ganzen zu verknüpfen.

Denn genau wie der kümmerliche, mechanische und unnütze Latinismus des 18. Jahrhunderts dem neuen, weniger auf isolierte Philologie als vielmehr auf Altertumskunde ausgerichteten Humanismus habe weichen müssen, so habe sich auch der ehemals durch Encyclopädismus verflachte Realismus umgestaltet. Er huldige nicht mehr dem Wahn, als könne

alles nur praktisch und spielend behandelt werden; auch in der realistischen Schule bedürfe es großer geistiger Anstrengungen. Denn man solle nicht glauben, daß es für gründliche Kenntnisse in Mathematik und Naturwissenschaften, in Geschichte und Geographie, in drei oder vier lebenden Sprachen einer geringeren geistigen Arbeit bedürfe als für das Erlernen der alten Sprachen.

Hanhart und mit ihm die meisten Lehrer des Gymnasiums traten für eine reinliche Trennung der beiden Lehrgänge ein. Aber es kam zunächst nur zu einer partiellen Scheidung am Pädagogium, die 1835 in Kraft gesetzt wurde. Sie beruhte noch auf dem Prinzip, daß die Schüler beider Abteilungen gewisse Fächer gemeinsam hatten, so Deutsch, Geschichte, Mathematik und Französisch. Die Realisten erhielten noch zusätzliche Stunden in Französisch und Mathematik; diese für den Unterricht an sich ja nicht erfreuliche Lösung wurde durch den Umstand möglich, daß der Lehrgang der Realisten nur zwei, derjenige der Humanisten drei Jahre dauerte. Bei den Humanisten nahmen das Latein mit 8 und das Griechische mit 6 Wochenstunden in allen drei Klassen wieder rund die Hälfte des Pensums ein; die übrigen Fächer waren Geschichte, Mathematik, Deutsch und Französisch, in der obersten Klasse noch etwas Physik. Man muß in der Basler Schulgeschichte weit zurückgehen, um einen ähnlich eindeutig humanistischen Lehrplan zu finden. Das realistische Pensum hatte ein weniger klares Profil: neben den genannten, mit den Humanisten gemeinsamen Fächern findet man hier noch Italienisch, Physik und Chemie, Naturgeschichte, Psychologie, Mechanik und Technologie, später auch Englisch und Zeichnen.

Die Trennung im Pädagogium zog auch die allmähliche Scheidung im Gymnasium nach sich. Das Lateinische wurde 1831 in den beiden oberen Klassen und 1833 auch in den Mittelklassen freigegeben und durch ein realistisches Pensum ersetzt. Nach dem neuen Gesetz von 1837 begann das Latein erst in der dritten Klasse des Gymnasiums und damit auch die Trennung in eine humanistische und eine realistische Abteilung. Die Realistenklassen des Gymnasiums zeigten aber in der Folge unbefriedigende Leistungen, so daß im Jahre 1852 end-

lich durchgehend getrennt wurde. Der humanistische Bildungsgang umfaßte nun das «Humanistische Gymnasium» und daran anschließend das «Pädagogium», der realistische das «Realgymnasium» und daran anschließend die Gewerbeschule. Die Trennung ist beiden Instituten zugute gekommen, sie konnten erstarken und ihre Aufgaben zielbewußter ins Auge fassen. Der schöne Traum von einer in der Antike wurzelnden allgemeinen republikanischen Bildung war damit freilich endgültig begraben. Im Gegenteil: dem Zug der Zeit folgend, hat sich das Schulwesen wie anderswo, so auch in Basel immer mehr verästelt. Darauf einzutreten, ist hier nicht der Ort; um allfälligen Mißverständnissen vorzubeugen, sei nur noch vermerkt, daß die heutige Teilung der Basler Knaben-Gymnasien in ein humanistisches, ein mathematisch-naturwissenschaftliches und ein Realgymnasium erst auf das Jahr 1930 zurückgeht, diejenige der Mädchengymnasien sogar erst auf allerneuste Zeit.

Wir konnten in unserem Aufsatz nur einige, längst nicht alle schulgeschichtlichen Aspekte des beginnenden Neuhumanismus in Basel zeigen, von der darauffolgenden eigentlichen Blütezeit des baslerischen Humanismus im 19. Jahrhundert, mit dem sich die Namen Wilhelm Vischers, Wilhelm Wacker-nagels, Jacob Burckhardts, Johann Jakob Bachofens und anderer verknüpfen, ganz zu schweigen. — Manches mußte unter den Tisch fallen, so etwa der unablässige Kampf, den jene Schulmänner gegen die Unvernunft der Eltern in allen möglichen Ausprägungen — eine schon damals auftretende Erscheinung — zu führen hatten. Anderes ist, hoffen wir, genügend deutlich ans Licht getreten, so vor allem die echte Sorge um eine sich auf das Gültige und Wesentliche beschränkende, aber gründliche Bildung, die Abneigung gegen eine oberflächliche und prinzipienlose, nirgends recht verwurzelte Vielwissen-rei. Diese Qualitäten hat, bei allen ihren Mängeln, auch die alte Lateinschule des 16. und 17. Jahrhunderts noch besessen. Sie bilden eine jener Brücken, die vom alten zum neuen Humanismus hinüberführen. Die Grundidee des Humanismus bleibt ja, in allen ihren Abwandlungen, immer dieselbe: es ist die feste und unerschütterliche Überzeugung, daß dem Menschen

aus der Beschäftigung mit dem Geist und den Schöpfungen der Antike stets lebendige und erneuernde Kräfte für sein ganzes Leben zuströmen, Kräfte, die er nicht mehr missen möchte, wenn er sie einmal erprobt hat<sup>2</sup>.

<sup>2</sup> Als Quellen für den vorliegenden Aufsatz dienten vor allem die verschiedenen Druckschriften und Artikel, die in Basel für und wider das neuhumanistische Bildungsideal erschienen sind (zusammengestellt bei Andreas Staehelin, Geschichte der Universität Basel 1818—1835, Basel 1959, S. 153 f.), ferner die Erziehungsakten A 1 und O 1 des Basler Staatsarchivs. — Über die Geschichte des Basler Gymnasiums orientiert das immer noch unentbehrliche Werk von Theophil Burckhardt-Biedermann, Geschichte des Gymnasiums zu Basel, Basel 1889.